

dtv

Eine Reihenhaussiedlung, wie es viele gibt. Am Waldrand wohnt eine vierköpfige Familie, im schönsten und hellsten Haus. Ein Stück heile Welt, könnte man meinen. Wären da nicht die Leidenschaften des Vaters: Neben TV und Whisky liebt er den Rausch der Jagd. Da er für eine Großwildsafaris aber selten das Geld hat, befriedigt er seine Gier nach Macht meistens in den eigenen vier Wänden. In einer solchen Atmosphäre aufzuwachsen ist nicht leicht. Darum tut das Mädchen alles, damit sich ihr kleiner Bruder zumindest sein Lachen bewahrt. Tagsüber geht sie mit ihm auf dem Autofriedhof spielen und abends zum Eiswagen, der mit Tschaikowskis ›Blumenwalzer‹ sein Kommen ankündigt. Bis eines Tages vor ihren Augen eine Tragödie passiert ...

»Man muss von Dieudonnés Heldin einfach hingerissen sein, diesem großartigen, heranwachsenden Mädchen, das so klug, sensibel, sinnlich ist und einen so unbändigen Lebenstrieb hat.«

Nathalie Dupuis, ›ELLE‹

»Nach kaum einer Seite wusste ich, dass ich diesen Roman lieben würde. Zart und roh, magisch und schmerzhaft, wunderschön und gleichzeitig furchterregend hässlich bildet Adeline Dieudonné ›Das wirkliche Leben‹ in all seinen Facetten ab. Ein wahres, kleines Kunstwerk.«

Romy Hausmann

Adeline Dieudonné

Das wirkliche Leben

Roman

Aus dem Französischen von
Sina de Malafosse

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2020
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2018 L'Iconoclaste, Paris

Titel der französischen Originalausgabe:

›La Vraie Vie‹

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
unter Verwendung eines Motivs von The Leap-Yellow,
watercolour and guache on arches 640 gsm paper, 101.5 x 86.3 cm,

Tim Hayward / Bridgeman Images / Private Collection

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Scala Pro 11,3/14'

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28213-0

Für Lila und Zazie

Bei uns zu Hause gab es vier Schlafzimmer. Meines. Das meines Bruders Gilles. Das meiner Eltern. Und das der Kadaver.

Mazamas, Wildschweine, Hirsche. Antilopenschädel in verschiedenen Größen und von allen möglichen Arten: Springböcke, Wasserböcke, Impalas, Gnus, Oryxantilopen. Dann noch ein paar Zebraköpfe. Und auf einem Podest ein ganzer Löwe, die Zähne in den Hals einer kleinen Gazelle geschlagen.

In einer Ecke schließlich – die Hyäne.

Zwar war sie ausgestopft, doch sie lebte, da war ich mir sicher, und genoss den Schrecken in den Augen aller, die sie anzuschauen wagten.

An den Wänden hingen gerahmte Bilder. Darauf war mein Vater mit den toten Tieren zu sehen. Es war immer die gleiche Pose: Ein Fuß auf dem Tier, eine Hand in die Hüfte gestemmt, reckte er mit der anderen stolz und zum Zeichen des Triumphs sein Gewehr in die Luft, was ihn weit mehr wie ein Rebell im Adrenalinrausch eines Genozids wirken ließ als wie ein Familienvater.

Das Prunkstück seiner Sammlung, sein ganzer Stolz, war ein Elefantenstoßzahn. Eines Abends hatte er meiner Mutter erzählt, dass die größte Schwierigkeit nicht darin bestanden habe, den Elefanten zu erlegen. Das sei so einfach gewesen wie eine Kuh in einem U-Bahn-Tunnel zu erschießen. Nein, am schwierigsten sei es gewesen, Kontakt mit den Wilderern aufzunehmen und der Überwachung durch die Ranger zu entgehen. Und dann dem noch warmen Kadaver die Stoßzähne herauszubringen. Ein richtiges Gemetzel sei das gewesen.

Das alles hatte ihn ein kleines Vermögen gekostet. Ich denke, deshalb war er auch so stolz auf seine Trophäe. Einen Elefanten zu töten, ist derart teuer, dass er die Kosten mit einem anderen Kerl hatte teilen müssen. Und dann hatte jeder einen Stoßzahn mit nach Hause genommen.

Ich strich gern über den Elfenbeinzahn. Er war so weich und groß. Aber ich musste es heimlich tun. Denn mein Vater hatte uns verboten, das Zimmer der Kadaver zu betreten.

Mein Vater war ein Koloss. Er hatte breite Schultern wie ein Abdecker. Und Hände wie ein Riese. Hände, die den Kopf eines Kükens ebenso leicht abschlagen konnten wie den Kronkorken einer Flasche Cola. Neben der Trophäenjagd hatte mein Vater noch zwei weitere Leidenschaften im Leben: fernsehen und Whisky trinken. Wenn er nicht gerade in den entlegensten Ecken der Welt nach Tieren zum Töten suchte, schloss er, eine Flasche Glen-

fiddich in der Hand, den Fernseher an die Lautsprecherboxen an, die so viel gekostet hatten wie ein Kleinwagen.

Und hin und wieder richtete er sogar das Wort an meine Mutter. Aber eigentlich hätte man sie auch durch einen Ficus ersetzen können, er hätte den Unterschied gar nicht bemerkt.

Denn meine Mutter hatte Angst. Angst vor meinem Vater.

Wenn man von ihrem Faible fürs Gärtnern und für Zwergziegen einmal absieht, lässt sich über meine Mutter sonst nicht viel sagen. Sie war eine hagere Frau mit langen, dünnen Haaren. Keine Ahnung, ob sie schon existiert hatte, bevor sie ihn traf. Ich nehme mal an ja. Sie muss allerdings damals schon einer primitiven, einzelligen, fast durchsichtigen Lebensform geglichen haben. Einer Amöbe: Ektoplasma, Endoplasma, Zellkern, Nahrungsvakuole. Durch das Zusammenleben mit meinem Vater hatte sich das bisschen Dasein dann nach und nach mit Furcht gefüllt.

Ihre Hochzeitsfotos haben mich schon immer neugierig gemacht. Soweit ich in meiner Erinnerung auch zurückgehe, sehe ich mich im Fotoalbum nach etwas suchen, das ihre bizarre Verbindung erklären könnte. Liebe, Bewunderung, Achtung, Freude, ein Lächeln ... irgendwas ...

Ich habe es nie gefunden.

Auf den Bildern posierte mein Vater in derselben Haltung wie auf den Jagdaufnahmen, nur nicht so stolz.

Klar, eine Amöbe gibt als Trophäe ja auch nicht wirklich viel her. Sie ist leicht einzufangen, ein Glas, ein wenig abgestandenes Wasser und schwupps, geschnappt.

Angst hatte meine Mutter bei ihrer Hochzeit aber offenbar noch keine. Es sah nur so aus, als hätte jemand sie einfach so neben ihn gestellt, wie eine Vase.

Irgendwann, als ich schon älter war, fragte ich mich, wie die beiden es geschafft hatten, zwei Kinder zu zeugen. Meinen Bruder und mich. Allerdings stellte ich meine Überlegungen rasch wieder ein, denn das einzige Bild, das mir in den Sinn kam, zeigte meinen nach Whisky stinkenden Vater bei einer Attacke spätabends auf dem Küchentisch. Ein paar schnelle Stöße, brutal und nicht gerade einvernehmlich, und das war's ...

Die Hauptfunktion meiner Mutter bestand jedenfalls von Anfang an im Zubereiten der Mahlzeiten. Sie tat es wie eine Amöbe, ohne Kreativität, ohne Geschmack, dafür mit viel Mayonnaise. Meistens gab es Schinken-Käse-Toast, Dosenpfirsiche gefüllt mit Thunfischcreme, Russische Eier oder panierten Fisch mit Kartoffelpüree.

Hinter unserem Garten begann das Galgenwäldchen. Es lag in einem Tal, dessen bewaldete Hänge ein so steiles V bildeten, dass sich in der Talsohle das Laub sammelte. Ganz am Ende des Wäldchens, halb unter toten Blättern begraben, stand das Haus von Monica.

Gilles und ich gingen sie oft besuchen. Denn Monica konnte gut Geschichten erzählen. Ihre langen, grauen Haare tanzten dabei über die Blumen ihres Kleides, und an ihren Handgelenken klimperten die Armreifen. Von ihr wussten wir, wie das V entstanden war.

»Es war einmal vor langer, langer Zeit, da lebte nicht weit von hier auf einem Berg ein Drachenpaar.

Die beiden riesengroßen Drachen liebten sich so sehr, dass sie nachts immer miteinander sangen, so wunderbar und schön, wie dies nur Drachen konnten.

Gleichwohl jagte ihr Gesang den Menschen, die unten in der Ebene wohnten, Angst ein. Eine Angst, die immer größer wurde, sodass sie bald kein Auge mehr zutaten.

Eines Nachts, als die Liebenden, müde und beseelt von ihrem Duett, eingeschlafen waren, schlichen die dum-

men Menschen mit Fackeln und Heugabeln bewaffnet hinauf auf den Berg und brachten das Weibchen um.

Außer sich vor Kummer brannte der männliche Drache daraufhin mit seinem Feueratem die ganze Ebene nieder. Männer, Frauen, Kinder, alle starben. Danach durchpflügten seine gewaltigen Krallen die verbrannte Erde. Und so ist das Tal entstanden. Seitdem sind die Pflanzen zwar nachgewachsen und die Menschen zurückgekehrt, aber die Krallenspuren sind geblieben.«

Die Geschichte machte Gilles Angst.

Abends kam er manchmal zu mir ins Bett gekrochen, weil er glaubte, den Drachen brüllen zu hören. Ich flüsterte ihm dann immer zu, dass es bloß eine Geschichte sei und es heute keine Drachen mehr gebe. Und dass Monica sie nur erzähle, weil sie Märchen liebe, aber das alles nicht wahr sei. Tief in mir regte sich trotzdem leiser Zweifel. Ich fürchtete sogar, mein Vater könnte eines Tages mit einem toten Drachen als Trophäe vom Jagdausflug zurückkehren. Um Gilles zu beruhigen, tat ich aber stets erwachsen und erklärte:

»Geschichten sind dazu da, alles hineinzupacken, was uns Angst macht. Denn so können wir uns sicher sein, dass es nicht im wirklichen Leben passiert.«

Ich liebte es, an diesen Abenden mit Gilles' kleinem Kopf direkt unter meiner Nase einzuschlafen und dabei den Duft seiner Haare einzusatmen.

Gilles war in jenem Sommer sechs, ich war zehn.

Normalerweise streiten sich Geschwister, sind aufeinander eifersüchtig, plärren einander an, liegen sich in den Haaren.

Bei uns war das anders. Ich kümmerte mich um Gilles und brachte ihm alles bei, was ich wusste, so wie es die Aufgabe einer großen Schwester ist. Meine Liebe zu ihm war die reinste Form der Liebe, die es auf der Welt gibt. Wie Mutterliebe. Eine Liebe, die keine Gegenleistung erwartet und durch nichts zerstört werden kann.

Wenn Gilles lachte, und das tat er ständig, sah man seine Milchzähne blitzen. Sein Lachen wärmte mich jedes Mal wie ein kleines Stromkraftwerk. Ich bastelte Handpuppen aus alten Socken, erfand dazu lustige Geschichten und führte sie für ihn auf. Oder ich kitzelte ihn. Einfach nur, um ihn lachen zu hören. Denn Gilles' Lachen konnte alle Wunden heilen.

Monicas Haus war halb von Efeu überwuchert, was sehr hübsch aussah. Manchmal fiel durch die Zweige der Bäume auch die Sonne darauf, und ihre Strahlen wirkten dann wie Finger, die es streichelten.

Unser Haus wurde von der Sonne nie so gestreichelt. Und auch nicht die Häuser in unserer Nachbarschaft.

Wir wohnten in einer Siedlung, die »Demo« genannt wurde.

Etwa fünfzig graue Einfamilienhäuser, aufgereiht wie Grabsteine.

In den Sechzigerjahren hatte an derselben Stelle noch ein Weizenfeld gelegen. Zu Beginn der Siebziger war die

Siedlung dann innerhalb von sechs Monaten aus dem Boden geschossen, wie eine Warze. Ein Pilotprojekt, errichtet nach dem neuesten Stand des Fertighausbaus.

Die Demo. Eine Demonstration von was weiß ich. Die Erbauer wollten wohl irgendwas beweisen. Vielleicht hatte sie damals tatsächlich noch nach etwas ausgesehen. Jetzt, zwanzig Jahre später, war sie jedenfalls nur noch hässlich. Das Schöne, wenn es denn je existiert hatte, war vom Regen weggewaschen worden.

Die Straße der Siedlung war als großes Rechteck angelegt worden, mit Häusern innen und Häusern außen.

Unser Haus stand außen, an einer Ecke. Es war ein bisschen besser als die anderen, weil es der Architekt der Demo für sich selbst entworfen hatte. Er hat jedoch nicht lange darin gewohnt.

Das Haus war größer als die anderen. Und heller, denn es hatte große Fensterfronten.

Und es hatte einen Keller. Das klingt vielleicht albern, aber ein Keller ist wichtig. Er hält das Grundwasser davon ab, in die Mauern hochzusteigen. Die übrigen Häuser der Demo rochen wie ein muffiges Handtuch, das man in der Schwimmflasche vergessen hat. Bei uns roch es nicht schlecht, doch dafür gab es die ausgestopften Kadaver. Ich fragte mich manchmal, ob mir ein stinkendes Haus nicht lieber gewesen wäre.

Wir hatten auch einen größeren Garten als die anderen. Auf dem Rasen stand ein aufblasbares Schwimmbecken. Es sah aus wie eine dicke Frau, die in der prallen Sonne eingeschlafen war. Im Winter wurde es von mei-

nem Vater geleert und weggeräumt, darunter kam dann ein großer Kreis gelbes Gras zum Vorschein.

Am Ende des Gartens, an einer mit kriechendem Rosmarin bewachsenen Böschung direkt am Waldrand, lag das Gehege der Ziegen.

Meine Mutter hatte drei Zwergziegen: Biskuit, Josette und Muskat. Bald würden es fünf sein, denn Muskat war trächtig.

Meine Mutter hatte zum Decken einen Bock kommen lassen, was ein wahres Drama mit meinem Vater gegeben hatte. Manchmal, wenn es um ihre Ziegen ging, geschah mit meiner Mutter nämlich etwas Merkwürdiges. Aus ihrem tiefsten Innern bahnte sich dann so etwas wie ein mütterlicher Instinkt seinen Weg, der sie ihrem Mann urplötzlich die Stirn bieten ließ.

Wenn das passierte, zog mein Vater das verdatterte Gesicht eines Meisters, dem sein Lehrling soeben den Rang ablief. Mit offenem Mund stand er da, suchte nach einer Antwort, wohl wissend, dass jede Sekunde des Schweigens seine Macht ein wenig mehr demolierte, wie eine Abrissbirne, die wieder und wieder gegen ein vom Schwamm befallenes Haus krachte. In seiner Not fletschte er schließlich die Zähne, und aus seinem Mund kam ein Knurren, das nach Stinktierbau roch.

Da wusste meine Mutter, dass sie gewonnen hatte. Sie würde dafür bezahlen, aber diesen Sieg konnte ihr keiner mehr nehmen. Übermäßig darüber zu freuen schien sie sich allerdings nicht. Jedes Mal kehrte sie danach schnell wieder in ihren Amöbenalltag zurück.

Muskat war also trchtig, und Gilles und ich fieberten der bevorstehenden Geburt entgegen. Wir achteten auf das kleinste Zeichen, das die Zicklein ankündigen konnte.

Mein kleiner Bruder lachte, als ich ihm erklärte, wie die Kleinen auf die Welt kommen würden.

»Sie kommen aus ihrer Mumu. Es wird so aussehen, als ob Muskat mal muss, statt der Kttel rutschen aber zwei Ziegenbabys raus.«

»Und wie sind die in ihren Bauch reingekrochen?«

»Sie mussten nicht reinkriechen. Muskat hat sie mit dem Bock gemacht. Die beiden waren sehr verliebt.«

»Aber der Bock ist nicht mal einen Tag hier gewesen, die kennen sich doch gar nicht! So schnell kann man sich nicht verlieben.«

»Oh doch. Das nennt man Liebe auf den ersten Blick.«

Wenn man durch das Galgenwäldchen lief und das Maisfeld überquerte, ohne sich vom Bauern erwischen zu lassen, kam man zu einem steilen, sandigen Abhang. Sobald man sich dort an den aus dem Boden herausragenden Wurzeln hinuntergehängt hatte, stand man am Eingang zum Labyrinth.

Das Labyrinth war ein riesiger Schrottfriedhof.

Ich liebte diesen Ort. Wenn meine Finger über die Autowracks strichen, stellte ich mir manchmal vor, dass ich eine Herde zusammengepferchter Tiere vor mir hatte, die sich zwar nicht regten, aber höchst sensibel waren. Hin und wieder sprach ich darum auch mit ihnen. Vor allem mit den Neuen, weil ich mir sagte, dass sie bestimmt verängstigt waren und beruhigt werden mussten. Gilles half mir dabei. Wir konnten ganze Nachmittage damit verbringen, mit den Autos zu reden.

Einige waren schon lange Zeit dort, darum kannten wir sie mittlerweile gut. Manche waren noch fast intakt oder nur leicht beschädigt. Andere wiederum waren nur noch Schrott, ihre Motorhaube war eingedrückt, die Ka-

rosserie zerfallen; sie sahen aus, als hätte ein riesen-großer Kötter stundenlang auf ihnen herumgekaut.

Mein Liebling war das grüne, dem sowohl die Sitze als auch das komplette Dach fehlten, so als sei es weggepus-tet worden, wie Schaum von einem Glas Bier. Ich fragte mich jedes Mal, wer es so zugerichtet hatte.

Auch Gilles hatte das Rumpelbums gern. So nannte er es. Das Rumpelbums. Und es war wirklich ein lustiges Auto. Es war so verbeult, als hätte es jemand in eine rie-sige Waschmaschine gesteckt, bloß ohne Wasser. Gilles und ich kletterten oft hinein und spielten, dass wir uns mit dem Auto im Schleudergang befänden. Ich packte das Lenkrad und schrie: »Rumpelbums! Bummelrumps! Rumpelbums!«, während ich immer wieder in die Höhe sprang, um das Auto zum Schaukeln zu bringen. Und Gilles' magisches Lachen hallte bis ganz nach oben, den sandigen Hang hinauf. Spätestens das war der Moment, um abzuhaufen, denn wenn der Schrotthändler es gehört hatte, würde er augenblicklich zur Stelle sein.

Ihm gehörte das Labyrinth, und er konnte es auf den Tod nicht ausstehen, wenn wir zum Spielen herkamen. In der Demo hatten uns welche von den Großen gesagt, er hätte Wolfsfallen aufgestellt, um die Kinder zu fan-gen, die es wagten, zwischen seinen kaputten Autos zu spielen. Seither passten wir genau auf, wo wir hintraten.

Wenn er uns hörte, kam er brüllend angerannt. Dann durfte man sich auf keinen Fall von der Angst lähmen lassen, sondern musste blitzschnell an den Wurzeln den Hang hinaufklettern, denn mit seinem Fettwanst kam

der Schrotthändler auf dem sandigen Boden nicht besonders weit hoch. Einmal hatte Gilles allerdings nach einer zu dünnen Wurzel gegriffen, sodass sie abbrach und er zurückrutschte, nur wenige Zentimeter über die großen Hände, die ihn zu packen versuchten. Da machte Gilles einen Satz wie eine Katze, ich bekam ihn am Ärmel zu fassen, und so entkamen wir knapp.

Kaum in Sicherheit, lachten wir uns halb tot vor Angst und rannten zu Monicas Efeuhaus, um ihr davon zu erzählen. Sie musste ebenfalls lachen, aber sie warnte uns auch mit einer Stimme, die wie eine rostige Hupe klang, und ihrem Geruch nach Strand:

»Mit dem Schrotthändler solltet ihr euch besser nicht anlegen, meine kleinen Kaulquappen. Zu gewissen Menschen hält man besser Abstand. Das werdet ihr noch lernen«, erklärte sie. »Es gibt Leute, die verdüstern euch den Himmel, stehlen euer Lachen oder setzen sich mit ihrem ganzen Gewicht auf eure Schultern, um euch am Fliegen zu hindern. Von solchen Menschen haltet euch bloß fern.«

Da musste ich wieder lachen, weil ich mir vorstellte, wie der Schrotthändler sich auf Gilles' Schultern niederließ.

Danach liefen wir schnell zurück in die Demo. Denn wir hatten die Musik gehört.

Tschaikowskys ›Blumenwalzer‹.

Der Wagen des Eismanns, pünktlich zur Stelle, so wie jeden Abend.

Gilles nahm immer zwei Kugeln. Vanille und Erdbeere. Ich wählte Schokolade und Stracciatella, mit Sahne. Sahne war eigentlich nicht erlaubt. Keine Ahnung warum, aber mein Vater wollte es nicht. Darum aß ich sie immer schnell auf, bevor wir nach Hause kamen. So blieb es ein Geheimnis zwischen mir, meinem kleinen Bruder und dem netten Monsieur vom Eiswagen. Er war ein gertenschlanker, schon sehr alter Mann, hatte eine Glatze und trug einen braunen Samtanzug. Und mit seiner brüchigen Stimme und einem Lächeln in den Augen sagte er jedes Mal:

»Esst schnell auf, Kinder, sonst kommt euch die Sonne zuvor.«

In jenem Sommer hatte meine Mutter an einem Abend mal wieder Dosenpfirsiche mit Thunfisch gemacht, die wir auf unserer blau gepflasterten Terrasse aßen. Mein Vater war schon aufgestanden und hatte sich mit seiner Flasche Glenfiddich vor den Fernseher verzogen.

Er verbrachte nicht gern Zeit mit uns. Ich glaube, dass in dieser Familie keiner die gemeinsamen Abendessen mochte. Trotzdem hatte mein Vater uns dieses Ritual auferlegt. Und sich selbst auch. Weil es so zu sein hatte. Eine Familie isst gemeinsam zu Abend, ob es Spaß macht oder nicht. So wurde es einem im Fernsehen präsentiert. Nur dass die Leute im Fernsehen glücklich wirkten. Vor allem in den Werbespots. Da wurde diskutiert und gelacht die Leute sahen gut aus und liebten sich sehr. Die Zeit im Kreise der Familie wurde einem dort als Belohnung verkauft. Zusammen mit einem Ferrero Rocher war sie der Leckerbissen, den man sich nach stundenlanger Büroarbeit oder nach der Schule verdient hatte. Für uns dagegen waren die Familienessen eine

Strafe, ein großes Glas Pisse, das wir Tag für Tag zu trinken hatten.

Jeder Abend verlief nach dem gleichen Ritual. Mein Vater schaute zuerst die Nachrichten und erklärte meiner Mutter dabei jede Neuigkeit, da er sie für unfähig hielt, ohne seine Kommentare irgendwas zu kapieren. Die Tagesschau war meinem Vater heilig, denn die aktuellen Geschehnisse mit seinen Anmerkungen zu versehen gab ihm das Gefühl, in der Welt eine wichtige Rolle zu spielen.

Als ob die Welt nur darauf wartete, um sich seinen Überlegungen entsprechend weiterzudrehen.

Sobald dann die Schlussmelodie ertönte, rief meine Mutter »Essen!«, mein Vater ließ den Fernseher laufen und alle setzten sich an den Tisch, wo wir schweigend zusammen aßen. Der Augenblick, wenn mein Vater aufstand, um zum Sofa zurückzukehren, war für uns jedes Mal eine Befreiung.

Das war an diesem Abend nicht anders. Gilles und ich sprangen vom Tisch auf, um zum Spielen in den Garten zu gehen. Die Abendsonne duftete nach karamellisier-tem Honig.

Im Hausflur putzte meine Mutter Cocos Käfig.

Einmal hatte ich meiner Mutter zu erklären versucht, dass es grausam sei, den Wellensittich im Käfig zu halten. Vor allem, weil in der Demo jede Menge Sittiche frei herumflogen. Anscheinend wurden sie sogar langsam zum Problem, weil sie den kleineren heimischen

Vögeln, Spatzen und Meisen, das Futter wegfräßen. Bei uns im Garten fraßen sie die Kirschen, noch bevor diese Zeit gehabt hatten, zu reifen.

Die Sittiche waren da, weil es wenige Kilometer von der Demo entfernt mal einen Zoo gegeben hatte. Einen kleinen Zoo. Aber er hatte Pleite gemacht wegen eines Vergnügungsparks, der nicht weit von hier eröffnet und seine Besucher weggelockt hatte. Sämtliche Tiere waren an andere Zoos verkauft worden. Bis auf die Wellensittiche. Die wollte niemand. Da es zu viel kostete, sie irgendwo anders unterzubringen, öffnete der Zoo-direktor deshalb einfach die Käfige. Vielleicht dachte er, dass sie in der freien Natur bald erfrieren würden. Aber sie waren nicht gestorben. Im Gegenteil, sie hatten sich angepasst, Nester gebaut und Junge bekommen. Wenn sie aufflogen, bildeten sie große grüne Wolken am Himmel. Das war immer schön anzusehen. Richtig schön, wenn auch laut.

Deshalb verstand ich nicht, warum der arme Coco im Käfig bleiben und zuschauen musste, wie sich die anderen ohne ihn amüsierten.

Meine Mutter sagte, das sei nicht das Gleiche, er stamme aus einer Zoohandlung und sei ans Leben draußen nicht gewöhnt.

Trotzdem sollte er frei sein!

Meine Mutter putzte also Cocos Käfig, als draußen der ›Blumenwalzer‹ erklang.

Zeit für unser Eis.

Der Lieferwagen hatte an der Hecke vor unserem Haus gehalten, und der alte Eismann war bereits von einem Dutzend lärmender Kinder umringt.

Monica hatte mir irgendwann erklärt, dass er ganz anders als der Schrotthändler sei. Er sei sanft und freundlich. Wie sie so von ihm sprach, hatte ich etwas Sonderbares in ihren Augen gesehen. Beide waren schon alt. Darum kam mir der Gedanke, dass früher vielleicht einmal etwas zwischen ihnen gewesen war. Vielleicht gab es da eine schöne Liebesgeschichte, die durch eine lange zurückreichende Familienfehde abrupt beendet worden war? Ich las damals ziemlich viele Liebesromane.

Als der Eismann Gilles seine Waffel mit dem Vanille- und Erdbeereis reichte, schaute ich auf seine Hände. Alte Hände haben etwas Beruhigendes. Die Vorstellung, dass ihre feine, ausgeklügelte Mechanik dem netten alten Herrn schon so lange gehorchte, und der Gedanke an das viele Eis, das sie hergestellt hatten, gaben mir den Glauben an etwas, das ich zwar nicht genau beschreiben konnte, das aber auf jeden Fall beruhigend war. Und zudem waren sie schön, die dünne Haut über den hervortretenden Sehnen, die Adern bläulich schimmernd wie kleine Bäche ...

Der Eismann sah mich mit einem Lächeln in den Augen an.

»Und was magst du haben, meine Kleine?«

Ich war an der Reihe. Mein Spruch ging mir schon seit fünf Minuten im Kopf herum. Ich weiß nicht, wa-

rum, aber wenn ich ein Eis bestellte, improvisierte ich nicht gern. Ich war jedes Mal erleichtert, wenn vor mir noch jemand in der Schlange stand, weil ich so Zeit hatte, mir meinen Satz zu überlegen. Damit er gut herauskam, ohne Zögern.

Zum Glück waren mein kleiner Bruder und ich heute die Letzten. Alle anderen Kinder hatten ihr Eis schon bekommen und waren gegangen.

»Schokolade-Stracciatella in der Waffel und mit Sahne, bitte.«

»Mit Sahne also, Mademoiselle. Selbstverständlich!«

Beim Wort »Sahne« zwinkerte er mir zu, um mir zu signalisieren, dass das immer noch unser Geheimnis war.

Und dann machten sich seine beiden Hände an die Arbeit, führten zum hunderttausendsten Mal ihren kleinen Tanz auf. Die Waffel ... der Eisportionierer ... die Kugel Schokolade ... der Becher mit dem warmen Wasser ... eine Kugel Stracciatella ... der Sahnespender, ein Siphon aus Edelstahl, gefüllt mit echter Schlagsahne ... Der alte Herr beugte sich vor, um ein hübsches Sahnehäubchen auf mein Eis zu spritzen. Auf die luftige Spirale konzentriert, die blauen Augen weit geöffnet, setzte er den Siphon mit einer eleganten, präzisen Handbewegung an, die Hand nah am Gesicht. Und dann, als er am Gipfel des hübschen Sahnehäubchens angelangt war, als seine Finger gerade den Druck wegnehmen und er sich wieder aufrichten wollte – explodierte der Sahnespender.

Bumm.

Ich erinnere mich noch ganz genau an den Knall.

Er ging mir durch Mark und Bein, prallte gegen alle Mauern unserer Siedlung. Er musste bis ins Galgenwäldchen, bis zu Monicas Haus zu hören gewesen sein. Mein Herz setzte zwei Schläge aus.

Dann sah ich sein Gesicht.

Der Siphon war mit voller Wucht hineingeknallt.

Wie ein Auto in eine Hausfassade.

Die eine Gesichtshälfte fehlte.

Sein kahles Schädeldach war noch intakt, das Gesicht hingegen nur noch eine Mischung aus Fleisch, Blut und Knochen. Und mitten drin: das eine Auge in seiner Höhle.

Es schaute überrascht, das blaue Auge. Ich habe es genau gesehen. Ich hatte genug Zeit. Denn der alte Herr blieb noch ein paar Sekunden wie erstarrt stehen, als ob sein Rumpf so lange bräuchte, um zu begreifen, dass nur noch ein zeretzter Schädel auf ihm saß.

Dann brach er zusammen.

Es war wie ein schlechter Scherz. Ich hörte sogar ein Lachen. Es kam nicht von mir, es war überhaupt kein reales Lachen. Ich denke, es war der Tod. Oder das Schicksal. Jedenfalls etwas, das um ein Vielfaches größer und gewaltiger war als ich. Eine übernatürliche, allmächtige Kraft, die an diesem Tag anscheinend zu Spaß aufgelegt war und beschlossen hatte, sich mit dem Gesicht des Alten einen Scherz zu erlauben.

An das, was danach geschah, erinnere ich mich nur noch vage.

Ich schrie. Leute kamen angerannt. Sie schrien ebenfalls. Mein Vater kam.

Gilles neben mir rührte sich nicht. Seine großen Augen und sein kleiner Mund waren weit aufgerissen, seine Hand hielt die Waffel mit dem Erdbeer- und Vanilleeis fest umklammert.

Ein Mann neben uns erbrach Melone mit Parmaschinken.

Die Ambulanz kam, dann der Leichenwagen.

Mein Vater führte uns schweigend ins Haus. Meine Mutter fegte vor Cocos Käfig auf. Mein Vater setzte sich wieder vor den Fernseher, und ich zog Gilles an der Hand zum Ziegengehege. Mit starrem Blick und offen stehendem Mund folgte er mir wie ein Schlafwandler.

Der Garten, das Schwimmbecken, der hereinbrechende Abend: Alles erschien mir unwirklich. Besser gesagt: in eine neue Wirklichkeit getaucht. In die grausame Wirklichkeit von all dem Fleisch und Blut, dem Schmerz und dem linearen, unerbittlichen Vergehen der Zeit. Aber vor allem in die Wirklichkeit dieser übernatürlichen Kraft, die ich lachen gehört hatte, als der alte Mann zusammengesackt war. Dieses Lachen, das weder von mir noch von sonst jemandem kam – und das doch gleichzeitig überall war. So wie diese allmächtige Kraft. Auch mich konnte sie treffen. Jederzeit und überall. Es gab keinen Ort, an dem ich mich vor ihr verstecken konnte. Und wenn ich mich nicht verstecken konnte,

existierte nichts anderes mehr. Nichts, außer Blut und Angst und Schrecken.

Ich wollte zu den Ziegen, weil ich hoffte, dass ihr gleichgültiges Widerkauen mich in die Realität zurückbringen und beruhigen würde.

Und da standen sie, alle drei im Gehege und grasten. Auf den Ästen des Kirschbaums saß ein Schwarm Sittiche. Doch all das ergab für mich keinen Sinn mehr. Meine Wirklichkeit hatte sich aufgelöst, war zu einem schwindelerregenden Nichts geworden. Zu einem Nichts, aus dem ich kein Entkommen sah. Das ich förmlich fühlen konnte. Ich fühlte, wie seine Mauern, sein Boden und seine Decke auf mich zukamen. Wilde Panik stieg in mir hoch und schnürte mir die Luft ab und ich wünschte mir nichts mehr, als dass ein Erwachsener, irgendeiner, mich an der Hand nahm und zu Bett brachte. Und für mich die Dinge wieder zurechtrückte. Mir erklärte, dass es selbst nach so einem Tag ein Morgen gab, und dann ein Übermorgen. Und dass mein Leben irgendwann wieder in die gewohnten Bahnen zurückkehren und all das Blut und die Angst und der Schrecken in Vergessenheit geraten würden.

Aber niemand kam.

Die Sittiche fraßen die noch grünen Kirschen. Gilles stand immer noch mit offenem Mund und aufgerissenen Augen da, die Waffel von seiner kleinen Faust umklammert, an der das geschmolzene Vanille-Erdbeereis heruntertropfte.

Da beschloss ich, dass wenn schon niemand *mich* zu

Bett brachte, ich das zumindest für Gilles tun konnte. Ich hätte gern mit ihm gesprochen, beruhigend auf ihn eingeredet, aber ich war dazu nicht in der Lage. Die Panik hatte meine Kehle fest im Griff. Wortlos nahm ich ihn mit in mein Zimmer, und dort legten wir uns zu zweit in mein Bett.

Mein Fenster ging auf den Garten hinaus, zum Ziegengehege und zum Wald. Der Wind ließ den Schatten einer Eiche über das Parkett tanzen.

Ich fand keinen Schlaf. Irgendwann hörte ich meine Mutter zu Bett gehen. Dann, eine Stunde später, meinen Vater. Sie kamen nie zusammen hoch. Dennoch teilten sie noch das Bett miteinander. Ich schätze mal, dass das Teil des Werbepackages »Wir sind eine normale Familie« ist, genau wie die gemeinsamen Abendessen. Hin und wieder fragte ich mich, ob es überhaupt noch Augenblicke der Zärtlichkeit, egal wie flüchtig, zwischen ihnen gab. So wie zwischen Gilles und mir. Ich wünschte es ihnen, aber ich glaubte nicht wirklich daran. Für mich selbst konnte ich mir ein Leben ohne Zärtlichkeit jedenfalls nicht vorstellen. Vor allem nicht nach einem Abend wie diesem.

Auf meinem Radiowecker sah ich, wie eine Minute nach der anderen verstrich. Sie zogen sich von Mal zu Mal mehr in die Länge. Mir war kotzübel. Aber ich wollte nicht aufstehen und riskieren, Gilles zu wecken, falls er das Glück gehabt hatte, eingeschlafen zu sein. Er lag mit dem Rücken zu mir, seine Augen konnte ich nicht sehen.

Gegen fünf Uhr morgens lockte mich schließlich etwas nach draußen, wie eine Art Eingebung.

Die Dunkelheit im Garten jagte mir Angst ein, mehr noch als sonst, denn ich stellte mir vor, dass im Schatten der Bäume böse Kreaturen lauerten, die mit ihren riesigen Mäulern mein Gesicht so zerfetzen würden wie das des Eismanns.

Ich lief zum Gehege der Ziegen.

Muskat hatte sich ein Stück abgesondert. Unter ihrem Schwanz war ein langer, schleimiger Faden zu sehen.

Ich rannte zurück ins Haus, hoch in mein Zimmer.

»Gilles, die Babys kommen!«

Die Worte – die ersten, die ich laut aussprach, seit ich mein Eis mit Sahne bestellt hatte – klangen bizarr. Als stammten sie aus einer längst untergegangenen Welt.

Gilles reagierte nicht.

Ich ging meine Mutter wecken. Aufgeregt lief sie die Treppe hinunter. Keine Ahnung, wie man eine Amöbe beschreibt, die aus dem Häuschen ist. Sie war jedenfalls ganz fahrig und unbeholfen, sprach laut und schnell, rannte hin und her. Warmes Wasser, Kampferspirit, Desinfektionsmittel, Handtücher, eine Schubkarre, Stroh ...

Ich holte Gilles aus dem Bett. Als wir beim Gehege ankamen, waren bereits zwei kleine Hufe draußen. Gerade erschien die Schnauze. Muskat presste, meckerte, presste, es sah schmerzhaft aus. Und schwierig. Dann, auf einmal, glitt das Zicklein aus ihrem Bauch. Es roch

komisch. Nach warmem Leib und Eingeweiden. Muskat fing wieder an zu pressen, meckerte, presste, meckerte, presste. Kaum war die zweite kleine Ziege draußen, stand sie auf, und während sie die Kleinen ableckte, quoll hinten eine dicke, bräunliche Masse aus ihr heraus und platschte auf, den Boden. Seelenruhig drehte Muskat sich um und fraß sie auf.

Inzwischen war der warme Geruch um uns herum noch stärker geworden. Er schien aus Muskats Bauch zu kommen und die ganze Atmosphäre zu erfüllen.

Meine Mutter ging auf alle viere und begann die Zicklein abzuküssen. Es waren zwei Böcke. Sie drückte die Lippen gegen ihr Fell, rieb das Gesicht an den kleinen klebrigen Leibern und blickte dann zu uns hoch, das Gesicht von Resten der Fruchtblase verschmiert.

»Wir nennen sie Kümmel und Paprika.«

In den darauffolgenden Tagen war es heiß. Die Sonne strahlte gleißend hell von einem wolkenleeren Himmel.

Mein Vater war unruhig. Mit finsterem Blick kam er abends von der Arbeit nach Hause. Das passierte immer, wenn er lange nicht mehr jagen gewesen war. Er schlug die Haustür zu, pfefferte die Schlüssel und seine Aktentasche auf den Garderobentisch und begann zu suchen ... nach irgendeinem Grund, um an uns seine Wut entladen zu können. Er nahm Zimmer für Zimmer unter die Lupe, inspizierte jedes einzelne Möbelstück, den Fußboden, meine Mutter, Coco, Gilles und mich, schnüffelte überall herum. In solchen Momenten wussten wir, dass es besser war, schnellstens in unseren Zimmern zu verschwinden. Nur meine Mutter konnte das nicht, denn sie musste ja kochen.

Manchmal begnügte er sich hinterher mit einem Knurren und setzte sich vor den Fernseher. Das konnte mehrere Tage lang so gehen. Derweil wuchs jedoch seine Wut. Und am Ende wurde er immer fündig.

»Was ist das?«

Die Frage kam sanft und leise.

Meine Mutter wusste, dass es böse enden würde, was immer sie auch erwiderte. Sie antwortete trotzdem.

»Schinken-Käse-Makkaroni.«

»Ich *weiß*, dass das Schinken-Käse-Makkaroni sind.«

Der Ton seiner Stimme war noch immer ganz sanft.

»Warum hast du Schinken-Käse-Makkaroni gemacht?«

Je sanfter er sprach, desto schrecklicher würde danach sein Wutausbruch sein.

Ich glaube, das waren immer die schlimmsten Minuten für meine Mutter. Wenn ihr bewusst wurde, dass es gleich so weit war. Wenn sie merkte, dass er sie belauerte. Ihre Angst auskostete. Und sich dabei Zeit ließ. Er tat stets so, als hinge alles nur von ihrer Antwort ab. So war das Spiel. Und sie verlor jedes Mal.

»Weil das jeder gern isst, Schinken ...«

»JEDER? WER IST HIER *JEDER*?«

Dann ging es los. Das Einzige, worauf sie hoffen konnte, war, dass sich die ganze Wut meines Vaters über sein Gebrüll entlud. Wenn er explodierte, schnellte sein Geschrei wie Granatenhagel aus der Kehle. Um meine Mutter zu vernichten. Um sie in Fetzen zu reißen und in Luft aufzulösen. Mit Letzterem wäre meine Mutter sicher vollkommen einverstanden gewesen.

Wenn das Gebrüll dazu nicht reichte, nahm mein Vater noch die Hände zu Hilfe. Bis auch das letzte bisschen Wut aus ihm heraus war. Am Ende fand sich meine Mutter immer am Boden wieder, reglos und schlaff

wie ein leerer Kissenbezug. Danach, das wussten wir, hatten wir wieder ein paar Wochen Ruhe.

Ich glaube, mein Vater hasste seinen Job. Er arbeitete als Buchhalter in dem Vergnügungspark, der den kleinen Zoo in den Ruin getrieben hatte.

»Die Großen fressen die Kleinen«, pflegte er zu sagen. Die Großen fressen die Kleinen: Der Spruch schien ihm zu gefallen.

Ich fand ja, er hatte Glück, in einem Vergnügungspark zu arbeiten. Wenn ich morgens in die Schule musste, dachte ich oft: »Und mein Vater verbringt den Tag im Vergnügungspark!«

Meine Mutter arbeitete nicht. Sie kümmerte sich um ihre Ziegen, den Garten, um Coco und uns. Es war ihr egal, dass sie kein eigenes Geld hatte. Hauptsache, die Kreditkarte funktionierte.

Ein Nichts zu sein schien meine Mutter noch nie gestört zu haben. Und ebenso wenig, dass keine Liebe zwischen ihr und meinem Vater war.

Der Eiswagen stand noch mehrere Tage vor unserem Haus, und ich zermarterte mir unterdessen den Kopf mit allen möglichen Fragen. Wer wird ihn putzen? Und was passiert nach dem Putzen mit dem Eimer voller Seifenwasser, Blut, Knochensplitter und Hirn: Schüttet man seinen Inhalt ins Grab des alten Eismanns, damit wieder alles beisammen ist? Und was ist mit dem Eis in den Gefriertruhen? Ist es geschmolzen? Und wenn

nicht, wird es noch jemand essen? Und schließlich: Kann ein kleines Mädchen ins Gefängnis kommen, weil es Sahne zu seinem Eis bestellt hat? Wird die Polizei das meinem Vater verraten?

Zu Hause wurde der Tod des Eismanns mit keiner Silbe erwähnt. Vielleicht dachten meine Eltern, dass es das Beste sei, so zu tun, als wäre nichts geschehen. Oder sie dachten, dass wir das zerfetzte Gesicht des alten Herrn durch die Geburt der Zicklein vergessen hätten. Wo bei ... offen gestanden glaube ich, dass sie überhaupt nichts gedacht haben.

Gilles blieb drei Tage lang vollkommen stumm. Ich traute mich nicht, in seine großen, grünen Augen zu schauen, denn ich war mir sicher, darin den Film des explodierenden Gesichts ablaufen zu sehen. In Endloschleife. Er aß auch nichts mehr. Das Kartoffelpüree und der panierte Fisch auf seinem Teller wurden kalt.

Ich versuchte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er folgte mir überallhin wie ein fügsamer Roboter, innerlich war er jedoch versteinert.

Wir besuchten Monica. Unter dem Kinn an ihrem Hals zitterte etwas, als sie erfuhr, was dem alten Eismann widerfahren war. Sie schaute Gilles an. Und ich begann zu hoffen, dass sie etwas für ihn tun konnte. Dass sie einen Kessel für ein Hexengebräu hervorholen würde, oder einen Zauberstab, oder ein altes magisches Buch.

Sie streichelte nur seine Wange.

Der warme Geruch aus Muskats Bauch hing noch immer in der Luft. Na ja, in Wirklichkeit hing er wohl vor allem in meinem Kopf. Ein klebriger, hartnäckiger Duft, der mich seit jenem Sommer bis in meine Träume verfolgt.

Es war Juli, und doch kamen mir damals die Nächte dunkler und kälter vor als im Winter.

Gilles kam jeden Abend zu mir ins Bett gekrochen. Mein Gesicht in seinen Haaren vergraben, konnte ich seine Albträume in den Nächten beinahe hören.

Was hätte ich alles dafür gegeben, die Zeit zurückdrehen zu können, bis zu dem Moment, als ich das Eis bestellt hatte.

Viele tausend Mal habe ich mir die Szene ausgemalt. Die Szene, in der ich zum Eismann sage:

»Schokolade-Stracciatella in der Waffel, bitte.«

Und er fragt mich: »Heute keine Sahne, Mademoiselle?«

Und ich antworte: »Nein, danke.«

Und meine Welt wird dann nicht von einem schwar-

zen Loch verschluckt und das Gesicht des alten Herrn explodiert nicht vor meinem kleinen Bruder und meinem Zuhause. Und am nächsten Tag höre ich wieder den ›Blumenwalzer‹, und am übernächsten, und immer so weiter, und damit endet die Geschichte.

Und Gilles lächelt nach wie vor.

Irgendwann in diesen Tagen kam mir darum wohl auch ein Film in den Sinn, den ich einmal gesehen hatte und in dem ein leicht verrückter Wissenschaftler eine Zeitmaschine erfand. Er baute dafür ein altes Auto um und verdrahtete es von oben bis unten. Damit es funktionierte, musste er zwar sehr schnell fahren, aber er schaffte auch das. Und darum beschloss ich, genau so eine Maschine zu konstruieren. Um mit ihr in die Vergangenheit zu reisen und alles wieder in Ordnung zu bringen.

Von da an erschien mir das, was passiert war, bloß noch wie eine in die Irre führende Abzweigung von der Wirklichkeit, eine missglückte Skizze, die überarbeitet werden musste. Mit dieser Idee im Kopf war auf einmal alles ein bisschen erträglicher. Allerdings würde es gewiss eine Weile dauern, bis die Maschine fertig wäre und ich zurückreisen könnte – ich musste meinen Bruder also auf jeden Fall vorher aus seiner Stummheit holen.

Ich nahm ihn mit ins Labyrinth, zum Rumpelbums.

»Steig ein.«

Fügsam kletterte er in den Wagen. Ich klemmte mich hinter das Steuer und begann dann auf und ab zu hüpfen.

fen, mit all meinem Gewicht. Ich legte mich extrem ins Zeug, der Wagen wackelte so heftig wie noch nie.

»Rumpelbuuuuums! Bummelruuuumps! Rumpelbuuuuums! Los, Gilles, hilf mit! Rumpelbuuuuums!«

Doch mein kleiner Bruder blieb auf dem Autoboden sitzen, wie erstarrt und ohne Energie, die großen, grünen Augen leer. Zum Glück hörte uns der Schrotthändler nicht. In diesem Zustand hätte Gilles sich ohne aufzumucken schnappen lassen.

Zu Hause bastelte ich neue Handpuppen, erfand neue Geschichten. Ich erzählte meinem kleinen Bruder von Prinzessinnen, die über ihr Kleid stolperten, von pupsenden Prinzen und Drachen mit Schluckauf ... Doch mein kleiner Zuschauer lachte kein einziges Mal.

Am Ende, ohne genau zu wissen warum, führte ich ihn in das Zimmer mit den Kadavern. Mein Vater war bei der Arbeit und meine Mutter einkaufen gefahren.

Kaum hatten wir das Zimmer betreten, spürte ich den Blick der Hyäne im Rücken. Sorgsam wich ich ihm aus ... und in dem Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Erkenntnis sprang mich an wie ein ausgehungertes Raubtier, das mir mit seinen Krallen den Rücken aufschlitzte: Das Lachen, das ich gehört hatte, als die Explosion das Gesicht des Eismanns zerfetzte, kam aus der Hyäne. Das, was ich nicht benennen konnte, was aber über allem schwebte, das lebte in ihrem Inneren.

Ihr präparierter Körper diente einem Monster als Höhle: Der Tod hatte es sich darin bequem gemacht. Er

wohnte mitten unter uns. Prüfend starrte er mich durch ihre Glasaugen an, sein Blick verbiss sich in meinen Hals und tat sich am kindlich-süßen Geruch meines kleinen Bruders gütlich.

Auf einmal ließ Gilles meine Hand los und drehte sich um. Er ging auf die Hyäne zu und legte seine Finger auf die steife Schnauze. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen, aus Angst, dass sie gleich erwachte und ihn verschlang.

Gilles fiel auf die Knie. Seine Lippen zitterten. Er streichelte das tote Fell, legte die Arme um den Hals des Raubtiers. Sein kleines Gesicht war jetzt ganz nah an dessen kräftigem Kiefer. Dann brach er in Schluchzen aus, das Entsetzen schüttelte seinen kleinen Spatzenkörper, und als wäre endlich ein Abszess aufgeplatzt, der sich die Zeit genommen hatte zu reifen, quoll das Grauen aus ihm heraus, strömte über seine Wangen. Ich hielt es für ein gutes Zeichen. Ich dachte, dass etwas in ihm wieder in Gang gesetzt worden war, dass seine Lebensmaschine wieder lief.

Einige Tage später wurde der Eisverkäufer durch einen anderen ersetzt. Der ›Blumenwalzer‹ war zurück. Abend für Abend erklang aufs Neue seine Melodie. Und Abend für Abend sah ich wieder das zerfetzte Gesicht vor mir – und in den Augen meines kleinen Bruders die Explosion.

Wenn der Eiswaagen kam, versuchte ich immer in Gilles' Nähe zu sein, denn sobald er die Musik hörte, begann sein kleiner Körper zu zittern. Jeden Abend hämmerte

die Musik auf etwas ganz tief in seinem Innern ein, auf die Triebfeder zu dem Mechanismus, der für seine kindliche Fröhlichkeit verantwortlich war, zertrümmerte sie täglich mehr – und ich redete mir jeden Abend ein, dass das nicht weiter schlimm war, weil ja alles nur auf der falschen Abzweigung meines Lebens geschah und mittels meiner Zeitmaschine neu geschrieben werden konnte.

Eines Abends war Gilles weder in seinem Zimmer noch in meinem oder im Garten zu finden. Aus einer Eingebung heraus schlich ich ins Zimmer der Kadaver, auf Zehenspitzen, weil mein Vater im Wohnzimmer vor dem Fernseher saß.

Und da hockte er, neben der Hyäne, und flüsterte etwas in ihre großen Ohren, so leise, dass ich nichts verstehen konnte. Als er mich bemerkte, warf er mir einen sonderbaren Blick zu. Einen Blick, der mir das Gefühl gab, dass nicht er, sondern die Hyäne mich anschautete ...